



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

## ERNST JÜNGER – SÄMTLICHE WERKE

### **Tagebücher I-VIII**

- Band 1 Der Erste Weltkrieg
- Band 2 Strahlungen I
- Band 3 Strahlungen II
- Band 4 Strahlungen III
- Band 5 Strahlungen IV
- Band 6 Strahlungen V
- Band 7 Strahlungen VI, VII
- Band 8 Reisetagebücher

### **Essays I-IX**

- Band 9 Betrachtungen zur Zeit
- Band 10 Der Arbeiter
- Band 11 Das Abenteuerliche Herz
- Band 12 Subtile Jagden
- Band 13 Annäherungen
- Band 14 Fassungen I
- Band 15 Fassungen II
- Band 16 Fassungen III
- Band 17 Ad hoc

### **Erzählende Schriften I-IV**

- Band 18 Erzählungen
- Band 19 Heliopolis
- Band 20 Eumeswil
- Band 21 Die Zwille

### **Supplement**

- Band 22 Späte Arbeiten – Aus dem Nachlaß

Ernst Jünger

---

*Sämtliche Werke 20*  
*Erzählende Schriften III*

Eumeswil

Klett-Cotta

Die 22 Bände der Sämtlichen Werke, die zwischen 1978 und 2003 bei Klett-Cotta erschienen sind (1–18: 1978–1983; Supplemente 19–22: 1999–2003), enthalten Ernst Jüngers Fassung letzter Hand. Ihr folgt diese Taschenbuchausgabe in Seiten- wie Zeilenumbruch. Offensichtliche Fehler wurden korrigiert, die posthum erschienenen Supplementbände integriert. Der vorliegende Band entspricht Band 17 der gebundenen Ausgabe.

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Reihengestaltung Ingo Offermanns, Hamburg, unter

Verwendung von Illustrationen von Niklas Sagebiel, Berlin

Gesetzt von pagina, Tübingen

Gedruckt und gebunden von cpi books, Leck

ISBN 978-3-608-96320-5

EUMESWIL

## INHALT

### Eumeswil

Die Lehrer 11

Abgrenzung und Sicherheit 93

Nachtbar-Notizen 161

Ein Tag auf der Kasbah 205

Ein Tag in der Stadt 345

Vom Walde 363

Epilog 380

EUMESWIL

ERSTDRUCK 1977



## DIE LEHRER

### I

Mein Name ist Manuel Venator; ich bin Nachtsteward auf der Kasbah von Eumeswil. Mein Äußeres ist unauffällig; ich kann bei Wettkämpfen auf einen dritten Preis rechnen und bin der Frauen wegen nicht in Verlegenheit. Ich bin bald dreißigjährig; mein Charakter wird als angenehm empfunden – das setzt schon mein Beruf voraus. In politischer Hinsicht gelte ich als zuverlässig, wenngleich nicht als besonders engagiert.

Soviel kurz zur Person. Meine Angaben sind aufrichtig, obwohl noch ungenau. Ich werde sie allmählich präzisieren; insofern enthalten sie den Ansatz zu einer Disposition.

\*

Das Ungenaue zu präzisieren, das Unbestimmte schärfer und schärfer zu bestimmen: das ist die Aufgabe jeder Entwicklung, jeder zeitlichen Anstrengung. Daher treten im Lauf der Jahre die Physiognomien und Charaktere deutlicher hervor. Das gilt auch für die Handschriften.

Der Bildhauer steht zunächst dem rohen Block, der puren Materie gegenüber, die jede Möglichkeit umschließt. Sie antwortet dem Meißel; er kann zerstören oder Wasser des Lebens, geistige Macht aus ihr befreien. Das liegt im Unbestimmten, selbst für den Meister; es hängt nicht gänzlich von seinem Willen ab.

Das Ungenaue, das Unbestimmte, auch der Erfindung, ist nicht das Unwahre. Es mag unrichtig, doch es darf nicht unaufrichtig sein. Eine Behauptung – ungenau, doch nicht unwahr – kann Satz für Satz erläutert werden, bis endlich die Sache ins Lot kommt und ins Zentrum rückt. Beginnt jedoch die Aussage mit einer Lüge, so muß sie durch immer neue Lügen unterstützt werden, bis schließlich das Gebäude zu-

sammenbricht. Hierher mein Verdacht, daß schon die Schöpfung mit einer Einfälschung begann. Wäre es ein simpler Fehler gewesen, so ließe sich das Paradies durch Entwicklung wiederherstellen. Aber der Alte hat den Baum des Lebens sekretiert.

Das streift mein Leiden: irreparable Unvollkommenheit, nicht nur der Schöpfung, sondern auch der eigenen Person. Es führt zur Götterfeindschaft auf der einen Seite und auf der anderen zur Selbstkritik. Vielleicht neige ich darin zur Übertreibung, jedenfalls schwächt beides die Aktion.

Doch keine Sorge: ein moraltheologischer Traktat ist nicht beabsichtigt.

## 2

Zu präzisieren ist zunächst, daß ich zwar Venator heiße, jedoch nicht Manuel, sondern Martin; das ist, wie es bei den Christen heißt, mein Taufname. Bei uns wird er durch den Vater verliehen; er nennt den Geborenen, indem er ihn aufhebt, bei Namen und läßt ihn die Wände beschreien.

Manuel dagegen ist mein Rufname während der Zeit, in der ich hier auf der Kasbah Dienst leiste; er wurde mir durch den Condor verliehen. Der Condor ist mein Dienstherr als derzeitiger Machthaber von Eumeswil. Er residiert seit Jahren auf der Kasbah, der Hochburg, die etwa zwei Meilen jenseits der Stadt einen kahlen Hügel krönt, den man seit jeher den Pagos nennt.

Dieses Verhältnis von Stadt und Festung findet sich an vielen Orten wieder; es ist nicht nur für die Tyrannis das bequemste, sondern für jedes persönliche Regiment.

Die vom Condor gestürzten Tribunen dagegen hatten sich unauffällig in der Stadt gehalten und vom Municipio aus regiert. »Wo nur *ein* Arm ist, wirkt er stärker am langen Hebel; wo Viele zu sagen haben, bedarf es der Gärung: sie durchsetzen die Bestände wie Sauerteig das Brot.« So Vigo, mein Lehrer; von ihm wird noch die Rede sein.

Warum nun hatte der Condor gewünscht und damit befohlen, daß ich Manuel genannt werde? War ihm der iberische Anklang lieber, oder war Martin ihm nicht genehm? So hatte ich zunächst vermutet, und in der Tat gibt es eine Abneigung oder zum mindesten eine Empfindlichkeit gewissen Vornamen gegenüber, die wir nicht genug berücksichtigen. Manche behaften ein Kind für sein Leben mit einem Namen, der ihren Wunschträumen entspricht. Ein Gnom tritt ein und stellt sich als Cäsar vor. Andere wählen den Namen des Herrn, der gerade das Ruder führt, so wie es auch hier bei arm und reich schon kleine Condore gibt. Auch das kann schädigen, besonders in Zeiten ohne sichere Erbfolge.

Zu wenig, und das gilt für die meisten, wird auch beachtet, ob der Vor- mit dem Familiennamen harmoniert. »Schach von Wuthenow«: das ist anstrengend, fast eine phonetische Zumutung. Dagegen: »Emilia Galotti«, »Eugénie Grandet« – das schwebt leicht und ausgewogen in den akustischen Raum. Natürlich ist »Eugenie« gallisch und nicht germanisch zu betonen: *Öjénie*, mit abgeschwächtem Ö. Ganz ähnlich hat das Volk hier den Namen des Eumenes abgeschliffen: es wohnt in Ömswil.

Jetzt kommen wir der Sache näher: der ausgesprochenen Musikalität des Condors, der »Martin« widerspricht. Das ist verständlich, denn die Mittelkonsonanten klingen hart und schartig, sie kratzen im Ohr. Mars ist der Namenspatron.

Merkwürdig freilich ist dieses Zartgefühl bei einem Herrn, der seine Macht den Waffen verdankt. Den Widerspruch begriff ich erst nach längerer Beobachtung, obwohl er auf jeden seinen Schatten wirft. Jeder nämlich hat seine Tag- und seine Nachtseite, und mancher wird mit der Dämmerung ein anderer. Beim Condor ist dieser Unterschied in ungewöhnlicher Schärfe ausgeprägt. Im Äußeren bleibt er zwar derselbe: ein Hagestolz mittlerer Jahre in der leicht vorgebeugten Haltung des Mannes, der oft zu Pferde sitzt. Dazu ein Lächeln, das viele gewonnen hat – verbindliche Jovialität.

Doch das Sensorium ändert sich. Der Tagraubvogel, der Greifer, der weithin späht und ferne Bewegungen verfolgt,

wird nächtlich; die Augen erholen sich im Schatten, das Gehör verfeinert sich. Es ist, als ob ein Schleier vor das Gesicht fiele und neue Quellen der Wahrnehmung sich öffneten.

Der Condor legt Wert auf Fernsicht; selten wird ein Bewerber bei ihm Glück haben, der eine Brille trägt. Das gilt besonders für Kommandostellen bei der Truppe und der Küstenwacht. Wer dazu heransteht, wird zu einem Plauderstündchen eingeladen, bei dem der Condor ihm auf die Zähne fühlt. Sein Kabinett überhöht das flache Dach der Kasbah durch eine runde, drehbare Glaskuppel. Während des Gespräches pflegt der Condor sich der Sehkraft des Aspiranten zu versichern, indem er auf ein Schiff oder ein sehr fernes Segel hinweist und nach dessen Art und Richtung fragt. Gewiß sind sorgfältige Prüfungen dem vorausgegangen; das eigene Urteil soll sie bestätigen.

\*

Mit der Verwandlung vom Tag- in den Nachtraubvogel wendet sich auch die Neigung vom Hund zur Katze, die beide auf der Kasbah gehegt werden. Der Raum zwischen der Burg und der ringförmigen Außenmauer ist der Sicherheit wegen unbepflanzt und flach gehalten, also zum Schußfeld bestimmt. Dort schlummern starke Doggen im Schatten der Bastionen oder spielen auf der Fläche umher. Da die Tiere leicht lästig werden, ist eine Brücke vom Platz, an dem die Wagen halten, bis zum Eingang der Kasbah geführt.

Wenn ich auf der Fläche zu tun habe, betrete ich sie nie ohne einen der Wärter; ich staune über die Gelassenheit, mit der sie die Tiere anfassen. Mir ist es schon widrig, wenn die Schnauzen mich anstoßen oder die Zungen mir die Hand lecken. Die Tiere sind in vielem klüger als wir. Offenbar wittern sie meine Befangenheit, die sich zur Angst steigern könnte – – – dann würden sie über mich herfallen. Wo das Spiel aufhört, weiß man bei ihnen nie. Das haben sie mit dem Condor gemein.

Die Doggen, dunkle Tibeter mit gelben Schnauzen und gelben Brauen, dienen auch zur Jagd. Sie rasen vor Freude,

wenn sie in der Frühe das Horn hören. Man kann sie auf die stärksten Gegner loslassen; sie greifen den Löwen und das Nashorn an.

Diese Meute ist nicht die einzige. Entfernt von der Kasbah, doch von der Höhe aus einzusehen, dehnt sich am Strande eine Anlage von Ställen, Remisen, Volieren, offenen und gedeckten Reitbahnen. Dort sind auch die Zwinger der Windhunde. Der Condor liebt es, mit seinen Mignons hart am Meer zu galoppieren; dabei umschwärmt sie das Rudel fahlgelber Steppenhunde; sie sind für die Gazellenjagd bestimmt. Ihr Lauf erinnert an die Rennfahrer und Balltreter, die hier in der Arena triumphieren: Intelligenz und Charakter sind der Hetze zum Opfer gebracht. Die Schädel sind schmal, mit abgeflachten Stirnen, die Muskeln spielen nervös unter der Haut. Sie hetzen ihr Opfer in langer Jagd zu Tode, unermüdlich, als ob ein Spiralwerk in ihnen abrollte.

Die Gazelle könnte oft noch entinnen, wenn sie nicht durch den Falken gestellt würde. Der Stößer wird abgehäutelt und in die Luft geworfen; die Hunde und hinter ihnen die berittenen Jäger folgen seinem Fluge, der sie zum Wild leitet.

Diese Jagd auf den weiten, nur mit Halfagras bestandenen Flächen bietet ein großes Schauspiel; die Welt wird einfacher, während die Spannung wächst. Das zählt zum Besten, was der Condor seinen Gästen bietet; er selbst genießt sie festlich, und ein Vers vom Rand der Wüste scheint eigens für ihn erdacht:

Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd  
Sind mehr als zwanzig Weiber wert.

Es versteht sich, daß dabei die Falknerei mit allen Finessen des Fanges, der Haltung und Abrichtung in Ehren steht. Jagd- und Würgfalken werden im Lande mit dem Schlagnetz erbeutet; andere, darunter schneeweiße Tiere aus dem Hohen Norden, kommen weither. Der Gelbe Chan, sein höchster Jagdgast, bringt sie dem Condor alljährlich zum Präsent.

Die Falknerei zieht sich weiträumig am Ufer des Sus entlang. Die Lage am Fluß ist günstig für die Abrichtung. In den Auwäldern nisten zahllose Wasservögel; sie sammeln sich, um zu fischen, auf den überschwemmten Sandbänken. Vor allem der Reiher eignet sich zur Schulung von Falken, die zur Jagd auf Federwild bestimmt werden. Dabei sind wiederum andere Hunde nötig: langohrige Spaniels, die gern ins Wasser gehen; ihr Fell ist weißfleckig, damit der Schütze sie im Schilf erkennt.

Der Hauptfalkner ist Rosner, ein studierter Zoologe, der sich aus Passion der Jagd zuwandte. Und er tat recht daran, denn Professoren findet man hier in beliebiger Menge, während ein solcher Falkner zu den Glücksfunden zählt.

Professor ist er außerdem. Ich sehe ihn häufig auf der Kasbah und in seinem Institut, begegne ihm auch zuweilen auf einsamen Gängen im Revier. Einmal begleitete ich ihn während des Wanderfalkenzuges zu einem seiner Ansitze. Die Steppe grenzt dort an einen Bestand haushoher Ginsterbüsche, in deren Schatten der Vogelsteller sich verbarg. Eine Taube an langem Faden diente als Lockvogel. Wenn ein Falk sich näherte, gab Rosner der Taube einen Ruck, damit sie aufflatterte. Wurde sie nun vom Räuber gegriffen und gehalten, so ließen beide sich ohne Mühe bis zu einem Ringe ziehen, durch den der Faden lief und bei dem das Schlagnetz niederfiel.

Der Vorgang war spannend als ein Muster intelligenter Nachstellung. Es kamen Umstände hinzu, die über die Grenzen der menschlichen Sicht hinausreichten und magisch anmuteten. So muß die Taube schon aufsteigen, wenn ein Falk vorbeizieht, den selbst das schärfste Auge nicht entdeckt. Dem Falkner dient dabei als Späher ein gescheckter Vogel von Drosselgröße, den er neben der Taube fesselt und der den Stößer in unglaublicher Ferne vielleicht eher ahnt als erkennt. Dann warnt er mit schallendem Geschrei.

Magisch wirkt diese Jagd insofern, als sie die Welt zu fiern scheint. Die Jäger einen sich mit ihrer Beute in der Bückung; sie schwingen sich in ihre Listen ein. Nicht nur der

dunkle Fallensteller, der sein Leben bei dem Geschäft verbracht hatte, auch der studierte Ornithologe verwandelte sich zum Papageno, war als Traumtänzer dabei. Mich selber überkam das schnelle und tiefe Atmen der Passion.

Dabei ist anzumerken, daß ich kein Jäger bin, ja daß mir ungeachtet meines Namens die Jagd zuwider ist. Vielleicht sind wir alle zum Fischen und Vogelstellen geboren, und Töten ist unsere Aufgabe. Nun gut, dann habe ich die Lust transformiert. Bei der Reiherbeiz fühle ich eher mit dem Opfer als mit dem Falken, der es schlägt. Immer wieder sucht der Reiher an Höhe zu gewinnen, und immer wieder wird er überflogen, bis endlich das Gefieder stiebt.

Die Gazelle ist eines der zärtlichsten Wesen: schwangere Frauen halten sie gern in ihrer Nähe, das Auge wird von den Dichtern gerühmt. Ich sah es brechen am Schluß der Hetze, während der Falk im Staube flatterte, die Hunde hechelten. Die Jäger töten das Schöne besonders gern.

\*

Doch nicht vom Auge der Gazelle ist jetzt die Rede, sondern von dem des Condors und seiner Tagessicht. Allerdings werde ich mich mit der Jagd noch befassen müssen, und zwar in verschiedenen Dimensionen, doch nicht als Jäger, sondern als Beobachter. Die Jagd ist ein Regal, ein Vorrecht der Fürsten; sie erfaßt das Wesen der Herrschaft nicht nur symbolisch, sondern auch rituell, durch das vergossene Blut, das die Sonne bescheint.

\*

Mein Amt bringt es mit sich, daß ich mehr an der Nachtseite des Condors teilhabe. Dann sieht man Blaßgesichter mit Brillen, oft wie im Eulennest beisammen – – – Professoren, Literaten, Meister brotloser Künste, reine Genießer, die zum Behagen beitragen. Der Scharfsinn hat sich nun auf das Ohr verlegt. Anspielungen liegen nicht mehr in den Worten, sondern nur im Ton noch oder selbst in der Mimik – dann

muß ich aufhorchen. Es werden andere, vor allem musische, Themen abgehandelt, und die Jagd, wie es scheint, nur auf seltsam verschlüsselte Art. Das ist zu beobachten.

Der Raum ist gut gegen Schall gesichert; ihn abzustimmen, fällt in meine Pflicht. Lautes und hartes Sprechen ist dem Condor dann zuwider, schmerzt ihn sogar. Daher hat er den ständigen Conviven und Offizianten zum Teil andere Rufnamen gegeben und auch darauf geachtet, daß sie miteinander einen Euphon bilden. Attila etwa, sein Arzt, der kaum von seiner Seite weicht, wird dann von ihm »Aldy« genannt. Will der Condor mich etwa auf eine Attila betreffende Dienstleistung hinweisen, so heißt es: »Emanuelo – – : Aldy«; das klingt gut.

Als ich, wie jeder, der in seiner Nähe zu tun hat, dem Condor vorgestellt wurde, suchte er diesen Namen für mich aus. »Manuel, Manuelo, Emanuelo« – je nach dem Zusammenklang. Seine Art, zu unterscheiden und zu modulieren, vertieft die Wirkung seiner Ansprachen. Auf der Agora ist das Wie noch wichtiger als das Was, der Vortrag stärker als die Tatsachen, die er zu verändern, ja zu schaffen vermag.

»Um die Gunst buhlen«: das ist auch eine Kunst. Die Redensart ist vermutlich von einem erfunden, dem es wie dem Fuchs mit den Trauben ging. Allerdings, wenn der Buhler erst im Kabinett sitzt, ändern die Dinge sich. Die Masse erkennt dann, wie die Liebste, freudig ihren Herrn, nachdem sie ihn ins Kämmerlein gelassen hat.

\*

Ich wurde im Dienstanzug vorgestellt, einem knapp anliegenden Zeug aus blaugestreiftem Leinen, täglich erneuert, da keine Wäsche darunter getragen wird. Dazu maurische Pantoffel aus gelbem Saffian. Die weichen Sohlen sind bequem und lautlos, wenn ich mich hinter der Bar bewege, wo der Teppich fehlt. Endlich das lächerliche Mützchen, ein Schiffchen, das schief aufzusetzen ist. Im ganzen ein Mittelding zwischen Uniform und flottem Dreß; es kommt darauf an,



daß meine Erscheinung gefälligen Diensteifer mit Heiterkeit vereint.

Bei der Vorstellung nahm der Condor, um die Frisur zu prüfen, mir das Schiffchen ab. Dabei nannte er meinen Namen mit einem Wortspiel, dessen Formulierung mir entfallen ist. Dem Sinn nach hielt er es für möglich und zu hoffen, daß eines Tages aus dem Venator ein Senator hervorginge.

\*

Über die Worte der Mächtigen muß man nachdenken. Dieses ließ verschiedene Auslegungen zu. Der Sache nach wollte er mich vielleicht auf die Bedeutung meines Postens hinweisen. Bedenke ich freilich Rang und Ehren, zu denen manche seiner Mignons aufsteigen – und warum sollten sie es nicht? – so würde man auch mit einem Nachtsteward nicht zimperlich sein. Schließlich hat Sixtus IV. aus seinen Ephemeren Kardinäle gemacht.

Er konnte aber auch die Person gemeint haben. Die Neigung der Venators, wenigstens meines Vaters und meines Bruders, für die Tribunen ist in Eumeswil bekannt. Zwar sind beide politisch nicht aktiv gewesen, doch stets Republikaner aus Überzeugung und Sympathie. Der Alte ist noch im Amte, der Bruder wegen vorwitziger Reden abgesetzt. Vielleicht war die Anspielung auf den Senator in diesem Sinn gemeint: die Sippe sollte auf mich nicht abfärben.

Manuelo: damit begründet sich eine Art von Patenschaft. Zugleich bekam ich den Phonophor mit dem schmalen Silberstreif, der einen zwar subalternen, doch unmittelbaren Dienst für den Tyrannen kennzeichnet.

3

Soviel über meinen Namen und seine Spielarten. Zu präzisieren ist ferner mein Beruf. Es ist zwar richtig, daß ich als Nachtsteward auf der Kasbah wirke, doch füllt das nur ge-

wisse Lücken meiner Existenz. Darauf läßt wohl schon meine Diktion schließen. Sie könnte einen aufmerksamen Leser bereits vermuten lassen, daß ich im Grunde Historiker bin.

Neigung für die Geschichte und Hang zur Geschichtsschreibung sind in meiner Familie erblich; das beruht weniger auf zunftmäßigen Traditionen als auf unmittelbar genetischer Veranlagung. Ich verweise hier nur auf meinen berühmten Ahn Josiah Venator, dessen Hauptwerk »Philipp und Alexander« als wichtiger Beitrag zur Milieutheorie seit langem Ansehen genießt. Das Opus wird immer wieder und wurde noch kürzlich hier von neuem aufgelegt. Die Vorliebe für die Erbmonarchie ist darin nicht zu übersehen; die Historiker und Staatsrechtler von Eumeswil preisen es daher nicht ohne Verlegenheit. Zwar soll der Ruhm des großen Alexander auch auf den Condor strahlen, doch soll sein Genie wie der Vogel Phönix aus der Asche erstanden sein.

Mein Vater und mein Bruder, typische Liberale, gehen aus anderen Gründen behutsam mit dem Josiah um. Zunächst, und das ist verständlich, stört sie die Zurechtschneidung des Ahns auf die politische Aktualität. Außerdem ist hohe Personalität ihnen unheimlich. Alexander erscheint ihnen als Elementarereignis, als Blitz, den die Aufladung zwischen Europa und Asien hinreichend erklärt. Es gibt merkwürdige Übereinstimmungen der liberalen mit der heroischen Geschichtsschreibung.

\*

Wir bringen also seit Generationen Historiker hervor. Als Ausnahme kommt ein Theologe zum Vorschein oder auch ein Gämmler, dessen Spur sich im Obskuren verliert. Was mich betrifft, so habe ich es auf normale Weise zum Magister gebracht, war Assistent bei Vigo und beschäftige mich jetzt als seine rechte Hand mit kollektiven und eigenen Arbeiten. Dabei halte ich Vorlesung und nehme mich der Doktoranden an.

Das mag noch einige Jahre in Anspruch nehmen; es eilt mir weder mit dem Ordinarius noch mit dem Senator, weil

ich mich in meiner Haut wohl fühle. Von zeitweiligen Depressionen abgesehen, bin ich im Gleichgewicht. Da kann man die Zeit bequem an sich vorüberziehen lassen — — sie selbst schenkt Genuß. Hier ist das Geheimnis des Tabaks zu vermuten, leichter Drogen überhaupt.

\*

An meinen Themen kann ich zu Haus in meiner Wohnung oder in Vigos Institut arbeiten, auch auf der Kasbah, was ich der unübertrefflichen Dokumentation wegen vorziehe. Ich lebe hier wie der Fink im Samen, und es würde mich nicht in die Stadt ziehen, wenn der Condor Frauen auf der Burg duldet. Die findet man bei ihm nicht einmal in der Küche, und es darf auch kein Wäscherädchen, mit dem man unter der Hand seinen Zeitvertreib hätte, die Wache passieren; es gibt keine Ausnahme. Die Ehemänner haben ihre Familien in der Stadt. Der Condor meint, daß die Anwesenheit von Frauen, ob jung oder alt, nur die Kabale begünstige. Indessen sind die reiche Kost und das müßige Leben schwer mit der Askeze zu vereinigen.

\*

Der Vater sah es ungern, daß ich bei Vigo hörte und nicht bei ihm, wie es der Bruder getan hatte. Doch weiß ich aus den Tischgesprächen, was der Alte zu bieten hat, und außerdem halte ich Vigo für den weitaus besseren Historiker. Unwissenschaftlichkeit, ja Feuilletonismus hat mein Erzeuger an ihm auszusetzen; damit verkennt er die eigentliche Wurzel von Vigos Kraft. Was hat Genie mit Wissenschaft zu tun?

Damit will ich nicht bestreiten, daß der Historiker auf Fakten angewiesen ist. Nachlässigkeit ihnen gegenüber kann man jedoch Vigo nicht vorwerfen. Wir leben hier an einer windstillen Lagune, wo enorme Mengen von Strandgut versunkener Schiffe angetrieben sind. Wir wissen besser als je zuvor, was jemals irgendwo auf dem Planeten vorgegangen ist. Der Stoff ist Vigo bis in die feinsten Züge gegenwärtig; er

kennt die Fakten, und er weiß seinen Schülern beizubringen, wie man sie auswertet. Auch darin habe ich viel von ihm gelernt.

\*

Ist nun Vergangenes auf diese Weise an die Gegenwart herangerückt und wiederaufgerichtet wie die Mauern von Städten, deren Namen selbst vergessen wurden, so darf man sagen, daß saubere Arbeit geleistet worden ist.

Dabei ist zu bemerken, daß Vigo nichts in die Geschichte hineinzaubert. Er läßt vielmehr die letzten Fragen offen, indem er vor die Fragwürdigkeit des Geschehens führt. Wenn wir den Blick zurückwenden, so fällt er auf Gräber und Ruinen, auf ein Trümmerfeld. Wir selber unterliegen dabei einer Spiegelung der Zeit: indem wir vor- und fortzuschreiten meinen, bewegen wir uns auf diese Vergangenheit zu. Bald werden wir ihr angehören: die Zeit geht über uns hinweg. Und diese Trauer überschattet den Historiker. Als Forscher ist er nicht mehr als ein Wühler in Pergamenten und in Gräbern, doch dann stellt er die Schicksalsfrage, den Totenkopf auf der Hand. Vigos Grundstimmung ist fundierte Trauer; ich fühlte mich von ihr angesprochen in meiner Überzeugung von der Unvollkommenheit der Welt.

\*

Vigo hat eine besondere Methode, querbeet, also nicht chronologisch, durch die Vergangenheit zu gehen. Sein Auge ist weniger das des Jägers als des Gärtners oder des Botanikers. So hält er unsere Verwandtschaft mit den Pflanzen für tiefer gegründet als die mit den Tieren und meint, daß wir zur Nacht in die Wälder, ja bis zu den Algen der Meere zurückkehren.

Unter den Tieren habe die Biene diese Verwandtschaft wiederentdeckt. Ihre Begattung mit den Blumen sei kein Fortschritt und auch kein Rückschritt der Entwicklung, sondern eine Art von Supernova, ein Aufleuchten des kosmog-

nischen Eros in einer Sternstunde. Darauf wäre kein noch so kühner Gedanke verfallen; wirklich sei nur, was nicht erfunden werden kann.

Erwartet er im humanen Bereich Ähnliches?

\*

Wie in jedem gewachsenen Werk ist auch in dem seinen mehr unausgesprochen als formuliert. In seiner Rechnung bleibt eine Unbekannte; das setzt ihn jenen, bei denen alles restlos aufgeht, auch seinen Schülern, gegenüber in Verlegenheit.

Gut entsinne ich mich des Tages, der mich ihm nahe brachte; es war im Anschluß an eine Vorlesung. Das Thema war »Pflanzstädte«; es zog sich über zwei Semester hin. Die Streuung von Kulturen über Land und Meere, über Küsten, Archipele und Oasen verglich er Samenflügen oder der Anschwemmung von Früchten am Gezeitensaum.

Vigo pflegt bei seinem Vortrag kleine Objekte vorzuweisen oder auch nur in der Hand zu halten – nicht als Belege, sondern als Träger bezüglicher Substanz: manchmal nur eine Scherbe oder ein Bröckchen Ziegelstein. An jenem Vormittag war es ein Fayenceteller mit einem Arabeskenmotiv von Blüten und Schriftzeichen. Er wies auf die Farben: ein Muster von ausgeblaßtem Safran, Rosa, Violett, darüber ein Schimmer, den weder die Glasur noch der Pinsel, sondern den die Zeit erzeugt hatte. So träumen Gläser, die aus dem Römerschutt geborgen wurden, oder auch Ziegeldächer von Einsiedeleien, die in tausend Sommern ausloderten.

Auf verschlungenem Anweg war Vigo hierher gekommen – – – ausgegangen war er von der Küste Kleinasiens, die diesem Wurzelfassen auf neuem Boden so günstig ist. Das war an den Phönikern, den Griechen, an Tempelrittern, Venezianern und anderen demonstriert worden.

Für Händlerkulturen hat er eine Vorliebe. Früh schon hatte man für das Salz, den Bernstein, das Zinn, die Seide, später auch für Tee und Gewürze durch Wüsten und Meere Wege

gebahnt. Auf Kreta und Rhodos, in Florenz und Venedig, in lusitanischen und niederländischen Häfen hatten sich wie Honig in den Waben die Schätze gehäuft. Sie setzten sich in höhere Lebensführung, in Genüsse, Bauten, Kunstwerke um. Das Gold verkörperte die Sonne, dank seiner Hortung begannen die Künste sich zu entfalten und zu blühen. Ein Hauch von Verfall, von herbstlicher Sättigung mußte hinzukommen. Dabei hielt Vigo den Teller auf der Hand, als ob er eine Spende erwartete.

Wie war er auf Damaskus verfallen und dann auf den Sprung nach Spanien, durch den Abd-ur Rahman der Ermordung entronnen war? Fast dreihundert Jahr lang blühte zu Córdoba ein Zweig der in Syrien ausgerotteten Omajjaden nach. Neben den Moscheen zeugten auch die Fayencen für diesen längst versiegten Seitenarm arabischer Hochkultur. Dann gab es noch im Yemen die Burgen der Beni Taher. Ein Korn fiel in den Sand der Wüste und brachte dort vier Ernten noch hervor.

Ein Vorfahr von Abd-ur Rahman, der fünfte Omajjade, hatte den Emir Musa zur Messingstadt entsandt. Der Zug führte von Damaskus über Kairo durch die große Wüste in die Westländer bis an die Küste von Mauretanien. Er galt den kupfernen Flaschen, in die der König Salomo aufsässige Dämonen gesperrt hatte. Die Fischer, die ihre Netze im Meer el-Karkar auswarfen, zogen hin und wieder eine dieser Flaschen mit ihren Fängen empor. Sie waren mit dem Siegel Salomonis verschlossen; wenn man sie öffnete, fuhr der Dämon heraus als Rauch, der den Himmel verfinsterte.

Emire mit dem Namen Musa finden sich auch später in Granada und anderen Residenzen des maurischen Spaniens. Dieser hier, der Eroberer Nordwestafrikas, mag als ihr Prototyp gelten. Westliche Züge sind unverkennbar; freilich ist zu bedenken, daß auf den Gipfeln die Unterschiede der Rassen und Regionen einschmelzen. Wie im Moralischen die Menschen sich ähnlich, ja fast identisch werden, wenn sie der Vollkommenheit sich nähern, so hier im Geistigen. Der Abstand von der Welt und vom Objekt wird größer; es wächst

die Neugier und mit ihr die Lust, sich letzten Geheimnissen zu nähern, selbst unter großer Gefahr. Das ist ein aristotelischer Zug. Er stellt die Rechenkunst in Dienst.

Es ist nicht überliefert, ob der Emir Bedenken gegen die Öffnung der Flaschen empfand. Wir wissen aus anderen Berichten, daß sie gefährlich war. So hatte einer der gefangenen Dämonen bei sich gelobt, den Menschen, der ihn befreien würde, zum Mächtigsten der Sterblichen zu machen; er hatte Hunderte von Jahren über dessen Beglückung nachgedacht. Dann aber war die Laune umgeschlagen; Gift und Galle hatten sich in seinem Kerker konzentriert. Als nun wiederum nach Hunderten von Jahren ein Fischer die Flasche geöffnet hatte, entging er dem Schicksal, vom Dämon zerrissen zu werden, nur durch eine List. Das Böse wird um so fürchterlicher, je länger ihm nicht Luft gegeben wird.

Daß Musa nicht vor der Entsiegelung zurückgeschreckt wäre, versteht sich auf jeden Fall. Das bezeugt schon die ungewohnte Kühnheit jenes Zuges durch die Einöden. Der greise Abd-es Samad, der das »Buch der verborgenen Schätze« besaß und sternkundig war, führte die Karawane in vierzehn Monaten zur Messingstadt. Sie rasteten in verlassenen Schlössern und zwischen den Gräbern verfallener Friedhöfe. Zuweilen fanden sie Wasser in Brunnen, die Iskander hatte graben lassen, als er nach Westen zog.

Auch die Messingstadt war ausgestorben und durch eine Ringmauer verschlossen; es währte weitere zwei Monde, bis Schmiede und Zimmerleute eine Leiter gebaut hatten, die bis an die Krone heranreichte. Wer sie erstiegen hatte, wurde durch einen Zauber verblendet, so daß er in die Hände klatschte und sich mit dem Rufe »Du bist schön!« hinabstürzte. Derart verdarben nacheinander zwölf von Musas Gefährten, bis es endlich dem Abd-es Samad glückte, der Berückung zu widerstehen, indem er, während er hinanstieg, unablässig den Namen Allahs ausrief und oben die Verse der Rettung betete. Er sah unter dem Trugbild wie unter einem Wasserspiegel die zerschmetterten Leiber der Vorgänger.

Musa: »Wenn so ein Vernünftiger handelt – was wird dann ein Irrer tun?«

Der Scheich stieg dann durch einen der Türme hinab und öffnete von innen das Tor der Totenstadt. Doch nicht diesen Abenteuern, obwohl sie ihre Hintergründe haben, galt die Erwähnung des Emir Musa, sondern seiner Begegnung mit der historischen Welt, die vor der Wirklichkeit des Märchens zum Scheinbild wird.

Der Dichter Thâlib las dem Emir Inschriften von Grabmälern und Wänden der verödeten Paläste vor:

Wo sind sie, deren Kraft dies alles hier erbaut  
 Mit hohen Söllern, wie kein Mensch sie je erschaut?  
 Wo sind der Perser Herrscher in der Burgen Wehr?  
 Ihr Land verließen sie – es kennet sie nicht mehr!  
 Wo sind sie, die in allen Ländern herrschten,  
 In Sind und Hind, die stolze Herrenschar?  
 Die Sendsch und Habesch ihrem Willen fügten  
 Und Nubien, als es rebellisch war?  
 Erwarte von dem Grabe keine Kunde;  
 Von dort wird keine Kenntnis dir zuteil.  
 Im Zeitenumschwung traf sie das Verhängnis;  
 Aus Schlössern, die sie bauten, kam kein Heil.

Diese Verse erfüllten Musa mit solcher Trauer, daß ihm das Leben zur Last wurde. Als sie die Säle durchwanderten, kamen sie an einen Tisch, der aus gelbem Marmor gemeißelt oder, nach anderen Berichten, aus chinesischem Stahl gegossen war. Darin stand eingeritzt in arabischen Zeichen:

»An diesem Tische haben tausend Könige gespeist, die blind waren auf dem rechten Auge, und tausend andere, die blind waren auf dem linken Auge – – sie alle sind dahingegangen und bevölkern die Gräber und Katakomben.«

Als Thâlib das gelesen hatte, wurde es Musa dunkel vor den Augen; er schrie auf und zerriß sein Gewand. Dann ließ er die Verse und Inschriften aufschreiben.



Kaum jemals wurde der Schmerz des Historikers mit solcher Heftigkeit erfaßt. Es ist der Schmerz des Menschen, der längst vor aller Wissenschaft gefühlt wurde und ihn begleitet, seitdem er die ersten Gräber grub. Wer Geschichte schreibt, möchte die Namen und ihren Sinn erhalten, ja möchte Namen von Städten und Völkern wiederfinden, die längst verschollen sind. Das ist, als ob man Blumen auf ein Grab legte: »Ihr Toten und auch ihr Namenlosen – – – Fürsten und Krieger, Sklaven und Missetäter, Heilige und Huren, seid nicht traurig: es wird eurer in Liebe gedacht.«

Doch auch dieses Gedenken ist befristet, es fällt der Zeit zum Raube; jedes Denkmal verwittert, und mit den Toten verbrennt auch der Kranz. Wie kommt es, daß wir trotzdem von diesem Dienst nicht ablassen? Wir könnten uns mit Omar, dem Zeltmacher, zufrieden geben, mit ihm den Wein von Schiras bis zur Neige kosten und dann den irdenen Becher fortwerfen: Staub zu Staub.

Wird je ein Wächter ihre Gräber öffnen, ein Hahnenschrei sie zum Licht wecken? Dem muß so sein, und die Trauer, die Qual des Historikers zählt zu den Hinweisen. Er ist der Totenrichter, wenn längst der Jubel verstummt ist, der die Mächtigen umrauschte, wenn ihre Triumphe und ihre Opfer, ihre Größe und ihre Schande vergessen sind.

Und doch ein Hinweis nur. Die Qual, die Unruhe des historischen Menschen, seine unermüdliche Arbeit mit unvollkommenen Mitteln in einer vergänglichen Welt – – – das könnte nicht empfunden, nicht geleistet werden ohne eine Weisung, die diesen Hinweis schafft. Der Verlust des Vollkommenen kann nur empfunden werden, wenn Vollkommenes besteht. Ihm gilt der Hinweis, das Zittern der Feder in der Hand. Die Kompaßnadel zittert, weil ein Pol existiert. In den Atomen ist sie ihm verwandt.

Wie vom Dichter das Wort, ist vom Historiker die Tat zu wiegen – jenseits von Gut und Böse, jeder erdenklichen Moral. Wie vom Gedicht die Musen, sind hier die Nornen zu beschwören; sie treten vor den Tisch. Da wird es still im Raume; die Gräber öffnen sich.

Auch hier gibt es Grabräuber, die dem Markt zuliebe Gedicht und Taten fälschen – – – da ist es besser, mit Omar Chajjam zu zechen, als mit ihnen an den Toten sich zu vergehen.

## 4

An dieser Stelle gab es ein Scharren im Auditorium. Ich hörte es schon halb auf dem Flure, denn ich hatte leise die Tür geöffnet, um hinauszugehen. Nachher, in der Bibliothek, sprach Vigo mich darauf an:

»Ihnen war es wohl auch zu antiquiert, was Sie vorhin gehört haben?«

Ich schüttelte den Kopf. Es war vielmehr so, daß mich der Vortrag zu stark ergriffen hatte; er traf mein eigenes Anliegen, meine eigene Qual. Ich weiß nicht, ob ich ihn richtig skizziert habe. Vigo verfügt über einen ungemeinen Vorrat an Bildern, die er in die Rede einflicht, als ob er sie aus der Luft griffe. Sie umhüllen die Gedankenfolge, ohne sie zu stören, und erinnern so an Bäume, die ihren Flor unmittelbar aus dem Stamm treiben.

Ich begnügte mich, wie gesagt, damit, den Kopf zu schütteln; es ist besser, vor allem unter Männern, daß Gefühle erraten, als daß sie erklärt werden. Ich spürte, daß er mich verstand. Das war der Augenblick, der unsere Freundschaft gründete.

Offenbar hatten die Kommilitonen das, was mich ergriffen hatte, gar nicht bemerkt. Das kommt vor, wenn sich zwischen zwei Menschen ein Stromkreis schließt. An einigen Stellen hatten sie gelacht – so, als das Wort »Monde« fiel. Sie sind schnell bei der Hand mit dem Gelächter, das ihnen ein Gefühl der Überlegenheit verleiht.

Sie hielten »Monde« wie überhaupt Vigos Vortrag für antiquiert. Das Zeitmoment spielt die Hauptrolle für sie. Entgangen war ihnen ohne Zweifel, daß es ein alter Text war, aus dem Vigo zitierte, fußend auf Gallands Übersetzung aus dem Arabischen. Davon abgesehen, ist »Monde« natürlich

phonetisch, grammatisch, logisch besser als »Monate«. Das Wort hat einen Stich bekommen, weil flache Dichter es strapaziert haben. Ich würde es daher nicht anwenden. Vigo ist über solche Bedenken erhaben; er könnte das Ansehen der Sprache wiederherstellen. In jeder anderen Zeit als heute, wo man einander nicht mehr ernst nimmt, wäre er trotz mancher Eigenheit in seinem Rang erkannt worden.

Ist er nun in der Sache streng und unnachgiebig, so doch persönlich von großer Empfindsamkeit. Er könnte freilich reden, was und wie er wollte, selbst größten Unsinn, wenn er sich up to date hielte. Daran hindert ihn die Substanz; sie zwingt zur Redlichkeit. Er könnte, selbst wenn er wollte, die Sache nicht zu seinem Vorteil umbiegen.

Daß ein Mensch von hoher Kultur mit dem Zeitgeist harmoniert, war schon von jeher ein Glücksfall, eine seltene Ausnahme. Heut hält man es am besten mit dem alten Weisen:

Soll man dich nicht aufs schmähhchste berauben,  
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Das tun selbst die Machthaber; sie legen das Allerweltskittelchen an. Auch der Condor, obwohl er sich viel herausnehmen kann, ist hier behutsam; ein Nachtsteward kann das beurteilen.

\*

Ein Lehrer beschränkt sich, so wie die Dinge liegen, am besten auf die Naturwissenschaften und den Bereich ihrer praktischen Anwendung. In allem, was darüber hinausgeht, etwa in der Literatur, der Philosophie, der Geschichte, betritt er gefährlichen Boden, besonders wenn er des »metaphysischen backgrounds« verdächtigt wird.

Mit solchen Verdächtigungen operieren bei uns zwei Sorten von Dozenten: entweder Ganoven, die sich als Professoren verkleidet haben, oder Professoren, die sich, um Popularität zu schinden, als Ganoven aufspielen. Sie suchen sich im Wettlauf der Infamie zu überholen, doch hacken sie sich ge-

genseitig kein Auge aus. Falls aber Geister wie Vigo sich in ihren Kreis verirren, so sind das weiße Raben; man vereint sich gegen sie. Es ist merkwürdig, wie sich dann, als ob Vernichtung drohte, alle zusammentun.

Die Studenten, obwohl an sich gutartig, erhalten von dort ihre Schlagworte. Ich will nicht auf Quisquilien eingehen. In der Geschichtsbetrachtung lösen sich vor allem zwei Perspektiven ab, von denen die eine auf Männer, die andere auf Mächte ausgerichtet ist. Das entspricht auch einem Rhythmus in der Politik. Hier Monarchien, Oligarchien, Diktaturen, die Tyrannis – dort Demokratien, Republiken, der Ochlos, die Anarchie. Hier der Kapitän, dort die Besatzung, hier der große Führer, dort das Gemeinwesen. Für Eingeweihte versteht sich, daß diese Gegensätze zwar notwendig, doch zugleich illusionär sind – es sind Motive, die dazu dienen, die Uhr der Geschichte aufzuziehen. Nur selten strahlt ein Großer Mittag, an dem die Gegensätze sich in Glück auflösen.

\*

Nach dem Triumph des Condors über die Tribunen stehen bei uns wieder einmal »die Männer« hoch im Kurs. Der Condor selbst verhält sich in dieser Hinsicht liberaler als die Professoren, die sich bei ihm um jeden Preis anbieten wollen – – – die jüngeren aus reiner Dummheit, die älteren, die schon während des Tribunats im Amt waren, aus begründeten Rücksichten.

Man kann hier Studien machen wie im Panoptikum. Etwa: an einen jungen Dozenten wird eine Theorie herangetragen, die ihm fremd, vielleicht sogar unsympathisch ist. Die Mode zwingt ihn, sich damit zu beschäftigen. Sie überzeugt ihn – dagegen wäre nichts einzuwenden, obwohl bereits das nicht recht sauber ist. Dann aber beginnt er sich zu benehmen wie ein Pubertärer, der nicht unterscheidet, wo geschwärmt werden darf und wo gedacht werden muß. Er nimmt autoritäre und bald auch gefährliche Züge an. Die Universität ist von solchen Halbgeistern erfüllt, die einerseits schnüffeln, ande-

rerseits stänkern und einen widrigen Stallgeruch ausdünsten, wenn sie beisammen sind. Wenn sie das Heft in der Hand haben, verlieren sie, der Macht unkundig, jedes Maß. Endlich kommt der Kommißstiefel.

Zur Zeit werden sie durch den Condor und seinen Major-domo im Zaum gehalten und beschränken ihre Jagd auf Opfer, von denen sie glauben, daß sie in Mißkredit stehen. Vigo gehört dazu. Da jetzt wieder »Männer Geschichte machen«, gelten seine Vorlieben, etwa für Händler, die sich Soldaten halten, als dekadent. Dabei wird übersehen, daß sein Leitbild die kulturelle Leistung ist. So sind die Karthager, obwohl auch sie mit Söldnern fochten, nicht nach seinem Sinn. Im Grunde ist es die Schönheit, der er dient. Ihr sollen Macht und Reichtum zu Gebote stehen. Vielleicht ist er darin dem Condor, wenigstens dessen Nachtseite, verwandter, als er ahnt.

\*

Vigo ist, wie gesagt, empfindlich und nimmt diese Professorenhändel tragisch, obwohl sie seine Sicherheit nicht bedrohen. Allerdings gedeihen in unserer fauligen Lagune Verfolgertypen von besonderer Penetranz. »Mit jedem Schüler hegt man eine Schlange am Busen« – so Vigo einmal zu mir in einer dunklen Stunde über Barbassoro, der freilich eher zur Spezies der Edelmäuse zählt.

Die Edelmause ist hochintelligent, gefällig, arbeitsam, geschmeidig und von subtiler Einfühlung. Das ist die Zierde ihres Wesens, die sie zum Lieblingsschüler prädestiniert. Leider – das liegt in ihrer Art begründet – kann sie der Lokung des Rudels nicht widerstehen. Sie hört den Pfiff – und gälte er selbst dem verehrten Meister, so gesellt sie sich den vielen, die über ihn herfallen. Besonders gefährlich wird sie durch ihr Wissen und die intime Kenntnis, die sie sich in seinem Umgang erworben hat. Sie wird zur Leitmause.

\*